

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 51

Artikel: Vergessen
Autor: Balzli, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da kam die Schwester zurück mit der Adresse des richtigen Herrn Weißhaupt. Es handelte sich um den reichen Häuslermaier gleichen Namens. „Ich werde mit dem Herrn sprechen“, erklärte Joseph Weißhaupt.

Auf Wunsch seiner Frau führte die Schwester das Ehepaar zu dem Kind der Frau Pflug, das in einem Schwesternstübchen untergebracht worden war und dort vor einer großen Puppenstube, die man von irgendwoher bekommen hatte, spielte. Die kleine Hanne war ein hübsches Mädchen; zutraulich schmiegte es sich in die Arme der Frau Maria, die es herzte und nicht wieder von sich lassen wollte.

Herr Weißhaupt ging alsbald zu dem Häuslermaier, bei dem er nicht eben freundlich empfangen wurde. Es war ein harter, gefühlloser Mensch, der in ein taktloses Geschimpfe ausbrach, als er nur den Namen „Pflug“ hörte. „Mein Leben habe ich nichts wie Ärger und Unannehmlichkeiten mit dem Bock gehabt. Das sage ich Ihnen: über meine Schwelle kommt niemand von dieser Sippe. Wenn geschäftlich etwas zu regeln ist, so treffen wir uns eben vor den zuständigen Behörden; aber freiwillig will ich nichts mit den Leuten zu tun haben. Ich muß arbeiten und habe keine Zeit zu Familienimpulsen!“

Der Besucher war froh, als er wieder auf der Straße stand. Zu Hause angekommen, telephonierte er gleich dem Arzt und erstattete ihm Bericht. „Wir müssen ihr die Robeit ihres Onkels verheimlichen“, sagte Dr. Mandry, „und irgend eine Begründung erfinden, warum er nicht kommen könne...“

Der Arzt hatte gehofft, die Verunglückte durchbringen zu können, aber eine plötzlich eintretende Verschlimmerung ihres Zustandes machte dem Schüchtern wieder aufladernden Leben ein jähes Ende.

Die Eheleute Weißhaupt hatten die Kranke täglich besucht; deren dankbar herzliches Vertrauen belohnte die guten Deutschen für ihre Menschlichkeit. Am Abend vor ihrem Sterbetag hatte Frau Pflug in einem Anfall von düsterer Todesahnung ihren Freunden das Versprechen abgenommen, für die kleine Hanne zu sorgen, wenn ihr etwas passieren sollte. „Wie unser eigen Kind würden wir sie halten...“ hatte Frau Maria gelobt.

Und dieser Versprechen hielten sie nun auch aus innerster Bereitwilligkeit. Sie nahmen die Kleine als eigen an und ließen sie keinen Augenblick die mütterliche Liebe und Sorgfalt entbehren.

„Ist es nicht wie eine höhere Fügung, die uns durch die merkwürdige Namensverwechslung noch ein Kindchen beschert?“ hatte Frau Maria ihren Mann am Heiligen Abend gefragt. Und weihnachtliche Stimmung erfüllte fortan die kleine Wohnung. Tadelnd spielte Hanne mit dem reichen Spielzeug. Die Augen ihrer neuen Eltern erglänzten jung, als wollten sie sagen: „Sind wir beiden rüstigen Eheleute vielleicht zu alt, ein Kind aufzuziehen? O nein!“

„... Maria und Joseph betrachten es froh“, summt der Mann so manchmal nach der alten weihnachtlichen Melodie und freute sich immer wieder über die glücklichen Gesichter.

Weihnachtsspruch.

„Förchtet ech nit!
Dir syt nit verlore!
Euch isch hüt dr Heiland gebore.
Dä lyt z' Bätelhäm i ne re Chrippe!“

J. H.



J. Madlener. Christnacht.

Vergessen.

Von Ernst Balzli.

Seit dem frühen Morgen war der Krämerfranz beschäftigt, das einzige Schaufenster seines Ladens weihnachtlich herzurichten. Ein waldbüschliches, dunkelgrünes Tännchen stellte er zwischen die Scheiben, schmückte es mit schlichten weißen Kerzen und schimmernden Silberfäden. Einen leuchtenden Stern befestigte er am obersten Wipfelsproß des Bäumchens. Nachdem er sein Werk eine Weile prüfend betrachtet hatte, holte er aus seiner Schublade ein halbes Duzend goldene Rüsse und hängte sie zwischen die schwanken Zweige.

Ein wenig fremd, fast schüchtern, stand das Waldbäumchen nun im Fenster und warf einen scheuen Glanz hinaus auf die belebte Straße...

Draußen drängten sich ein Schärlein Kinder auf der schmalen Terrasse. Mit geweiteten Augen, darinnen sich die zitternden Kerzenflammen spiegelten, starrten sie durch die

angelaufenen Scheiben. Und in ihren kleinen Herzen war ein Staunen und Fragen, ein Singen und Klingen:

Weihnacht! Weihnacht! —

Der Krämerfranz rieb sich die erstarrten Hände und sann auf weitere Verschönerungen in seinem Schaufenster. Eigentlich gab es nichts mehr zu ändern; das Bild war von außen gefällig und freundlich, sogar schön. Aber das Geschäft, — ja, das Geschäft durfte nicht zu kurz kommen. Das Bäumchen leuchtete nicht um seiner selbst oder um der staunenden Kinder willen im Schaufenster ...

Und darum begann der Franz in seinem Laden herumzuframen, zu suchen und zu prüfen. Er kehrte das Unterste zu oberst, durchstöberte alle Schubladen und jeden Winkel, Säcke, Körbe und Kisten, und was ihm just gefiel, das stellte er zum Bäumchen zwischen die Fenster. Und er fand mancherlei: Davoserchlitten und Arbeitschuldkörbchen, Handschuhe, warme Wintersocken, Pelzmützen, blumiges Geschirr, Bilderbücher, Eisenbahnen, Schaukelpferde, Flugmaschinen und Wandkalender; Schürzen, Küchentücher, Puppen, Tabakpfeifen, Schultornister, einen Radioapparat und eine Blumenwaase.

In einer Schachtel fand er schließlich ein kleines, unscheinbares Bild. Seit Jahren schon lag es in dem dunklen Versteck, und der Franz mußte eine dünne Staubschicht davon abwischen. Dann betrachtete er es angelegentlich im Dämmerlicht droben zwischen den Tuchrollen, auf der wackeligen Zimmerleiter stehend.

Das Bild war ein billiger Holzschnitt und stellte die Kreuzigung Christi dar. Ein Meisterwerk war es nicht, das stellte selbst der Krämerfranz stillschweigend fest. Edig, fast unbeholfen, war jede Linie geschnitten, und — ja, der rechte Arm des Gefreuzigten war stark verzeichnet. Und doch — das Bild gewann, je länger man es betrachtete. — Seltsam weiß und rein hing der gemarterte Leib Jesu an dem schwarzen Kreuz ... seltsam —

Der Franz geriet ins Staunen und Sinnen. Er vergaß seine Arbeit, den Laden, das Schaufenster, Weihnachten — bis seine Frau ihn anrief:

„Was suchst so lang dort oben, Franz. Hast etwa ein Bündel Banknoten gefunden?“

Er brummte halblaut vor sich hin und kletterte von der Leiter herunter. Im Schein des elektrischen Lichtes betrachtete er das Bild noch einmal.

„Zeig' her, was hast Schönes!“ sagte die Frau.

Wortlos reichte er ihr das Bild. Sie warf einen flüchtigen Blick darauf und sagte:

„Was siehst denn Besonderes daran, daß du so staunen und sinnieren mußt?“

Der Franz wiegte nachdenklich den Kopf.

„Ich weiß selber nicht ... Das Bild ist merkwürdig —“

„Schier ist es merkwürdig! Die Vergoldung am Rahmen ist abgeblättert, und am Rand hat es Altersfleden. Und schön ist's auch nicht. Ja, wenn's noch farbig wäre!“

Der Franz nahm das Bild wieder an sich. Dann schaute er sich suchend im Laden um. Die Frau sah ihm zu und meinte erstaunt:

„Am End willst den Helgen noch aufhängen?“

Sie erhielt keine Antwort. Aber der Franz öffnete noch einmal das Schaufenster und machte unter dem schimmernden Tännchen einen schmalen Platz frei. Dann stellte er das alte Bild hinein, etwas weit zurück an den Stamm gelehnt, zwischen ein Paar Socken und eine blondlockige Puppe mit blauen, gläsernen Augen. Aus den Tannenzweigen fiel ein glänzender Silberfaden hernieder und legte einen weichen, milden Schimmer um das dunkle, traurige Kreuzigungsbild.

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie verstand ihren Mann wieder einmal nicht. Was fiel ihm nur ein, das ernste, düstere Blatt zwischen all den leuchtenden und lodenden Weihnachtsframen hineinzustellen!

„Was werden die Leute denken“, sagte sie. „Du veruschechst mit dem Bild ja alle frohe Stimmung! Du hättest nicht leicht etwas Unpassenderes unter den Baum stellen können.“

Der Franz läßt sich nicht zu einer längeren Auseinandersetzung gewinnen. Er machte bloß eine seltsame Bewegung mit der Hand und sagte halblaut:

„Christus paßt immer zum Weihnachtsbaum, so oder so.“ — In den nächsten Tagen hatte der Krämerfranz eine gute Zeit. Unaufhörlich schrillte das Ladenglöcklein, und der Platz vor dem Verkaufstisch wurde selten oder nie leer. Die Leute hatten so mancherlei zu kaufen auf das Fest hin! Lachend und scherzend, eine heimliche, verschwiegene Freude in Herz und Auge, handelten und markten sie in dem kleinen Krämerladen, der bis zur Diele hinauf und bis in den hintersten Winkel vollgestopft war mit teuren und billigen Kostbarkeiten.

Das Tännchen im Schaufenster wurde viel bewundert; besonders die Kinder konnten sich nie sattsehen an seiner glitzernden, gleißenden Pracht. Halbstundenlang standen sie vor der blanten Scheibe und drückten die blaugefrorenen Näschchen am kalten Glase breit. Und über der ganzen Fläche des Fensters sah man die Abdrücke ihrer kleinen Patschhäufte. Immer und immer wieder mußte der Krämerfranz die Scheibe von außen abwischen.

Und je näher der festliche Tag kam, der Tag der Lieder und leuchtenden Lichter, desto lebendiger ward's im engen Krämerladen. Die aufgestapelten Weihnachtsvorräte verminderten sich in ganz bedenklicher Weise. Unzähligmal mußte der Franz das Schaufenster öffnen und die schönsten seiner Schätze hereinnehmen und sie ausbreiten auf den Ladentisch. Die hochgeschichtete Sodenbeige wurde stündlich niedriger, von den Pelzmützen waren nur noch zwei vorhanden, und als die Hubelbäuerin für ihren Jüngsten noch ein Bilderbuch kaufen wollte, war im ganzen Hause kein Stück mehr aufzutreiben.

Nur ein Ding im Schaufenster wurde nicht beachtet: — der gekreuzigte Christus.

Ein wenig fremd, fast verloren, stand das Bild unter dem Christbäumchen, ans braune Stämmchen gelehnt. Die Zweige beschatteten es und umhüllten es mit weicher, ungewisser Dämmerung. Aber aus dem Dunkel heraus leuchtete immer seltsamer, immer reiner und weißer der gemarterte Leib des Dulders vom schwarzen Kreuze her. Und mit jedem Tag redete ein fremderes Staunen und Fragen aus den gequälten Augen des Gefreuzigten:

„Warum — bin ich — hier?“ —

Und die verzerrten Lippen mühten sich auch, ein Wort zu formen, eine geflüsterte Bitte:

„Was — soll ich — hier? ... Nimm mich mit ...“

Aber da war niemand, der das stumme Wort verstanden. Keine Seele —

Ein Kindlein nur, ein kleines, das mit seiner Mutter in den Laden kommen durfte und sich in stummem Entzücken vor dem silbernen Baum hinauferte, sah das dunkle Bild und ahnte in mitleidigem Herzen das brennende Leid des Gefreuzigten. Es zog die Mutter am Rock und bat:

„Mutter!“

Aber die Mutter betrachtete ein geflochtenes, buntes Körbchen und fragte nach dessen Preis. Da zog und zerrte das Kindlein stärker an ihrem Kleid:

„Mutter, sieh den Mann dort! — Warum hängt er an dem schwarzen Kreuz?“

Da beugte sich das Weib zu dem Kinde hinab und sah das Bild unter dem brennenden Baum. Einen Augenblick stand sie betroffen und starrte hinein in das Rätsel der dunklen Linien. Dann richtete sie sich wieder auf, hob das Kindlein auf den Arm und begann von neuem zu prüfen und zu kaufen. Eine gestickte Tasche bereitete ihr große

Freude; sie bezahlte den hohen Preis ohne Zaudern und füllte sie dann mit den andern Geschenken. Umsonst fragte das Kind auf ihrem Arm:

„Mutter, warum hängt der Mann am schwarzen Kreuz? Gelt, es ist sehr traurig, Mutter?“ ... Es erhielt keine Antwort.

Und dann kam der Tag vor dem heiligen Abend. Leise, in weichen, silbernen Wellen fiel der weiße Schnee und hüllte alle Dächer in seinen Frieden. Durch die Luft ging ein Klingen wie ferngoldenes Flügelrauschen — singende Engel flogen in grauen Wolken über Wald und Wiesen, und goldene Sterne bligten in ihren wehenden Schleiern und Schleppen.

Eine tönende Glocke sang in den sinkenden Abend:

„Morgen! ... Morgen! ...“

Spät erst schloß der Krämerfranz seinen Laden ab. Er schraubte die elektrische Klingel los und stieß von innen den Riegel.

„Ruh will ich nun haben!“ sagte er zu seiner Frau, die am Ladentische stand und das eingegangene Geld abzählte. Sie nickte, sprach aber kein Wort, um sich nicht zu verzählen.

Der Franz streifte mit einem halben Blick sein Schaufenster. Es war leer und fast dunkel. Nur das grüne Tännchen stand noch auf einer kleinen, umgestülpten Kiste; aber seine weißen Kerzchen waren ganz abgebrannt, der Glanz und Schimmer erloschen. Nur — ja, ans Stämmchen gelehnt, stand da noch immer das Christusbild, die Kreuzigung.

„So, hat dich niemand begehrt —“ brummte der Franz und öffnete das Fenster von innen, um auszuräumen. Aber dann fiel ihm ein, daß diese Arbeit gar nicht eile, und daß er eigentlich elend müde sei ... Da schloß er das Fenster wieder, löschte das Licht im Laden und schlürfte hinaus. Die Frau folgte ihm.

Still und dunkel lag nun der Raum da.

Die gequälten Augen des Gefreuzigten starrten in die grauschwarze Finsternis hinein. Kalt und öde umschlossen zwei bide Glaswände sein Gefängnis, das so herrlich und prunkvoll beleuchtet hatte viele Tage lang, und das nun leer geworden war, dunkel und tot.

Und war doch Weihnachtszeit! Die Zeit seines Festes!

— So schwer und müde hing der zerfleischte Leib am Kreuze — so wund die Hände, brennend der Mund —

Und niemand war um ihn, um sein Leid, seinen Schmerz, seine bittere Not. Niemand hatte ihn kaufen mögen. Ganz allein hing er an seinem Kreuze unter dem erloschenen Baum, zwischen Staub, zerrissenem Flitter, Holzwolle und altem Packpapier.

Verlassen und vergessen.

Als in der heiligen Nacht die Glocken zu singen begannen und ein goldener Sturm über Dorf, Wald und Wiesen brauste, da brach im engen Laden ein Laut auf, dumpf und qualvoll, der den stidigen Raum zu sprengen drohte. Christus weinte.

Weihnachten im Stall.

Weihnachtserzählung aus dem Leben. Von Cécile Roth.

Heute ist Weihnachten, und es riecht im ganzen Hause nach frischem Gebäck, nach Äpfeln, Orangen und nach grünen harzduftenden Tannenzweigen. Ueberall wird zur schönen Feier gerüstet, die ärmste Hütte weiß etwas davon und hilft mit, die heilige Geburt des Christkindleins zu feiern. Auch Trudi will Weihnachten feiern. Trudi ist ein armes Kind, vom Leben arg benachteiligt, Trudi ist ein-



fachen Gemütes, was man im gewöhnlichen Leben „schwach-sinnig“ nennt. Es ist das Töchterchen eines Landwirtes, der sein armes Kind mit sorgender Liebe umgibt, um es für die Härten des Alltags zu entschädigen. Denn jeder Tag birgt für Trudi Trauriges, Bitteres. Die andern Kinder verstehen sein Wesen nicht, lachen es aus, wenn es mühsam seine Worte sucht und dabei minutenlang stottert, bis es ihm endlich gelingt, sich verständlich zu machen. Trudis Bestand ist zurückgeblieben; das Herz aber ist feinbesaitet, es versteht jede Regung des Gemütes und spürt auch gar wohl den Spott der Kinder und das nachsichtige Lächeln der Großen. Es tut ihm unendlich weh, und so zieht es sich nach und nach beinahe völlig aus dem Trubel der Welt zurück und lebt sein eigenes Leben. Seine Tiere sind ihm das liebste; denn die Tiere verstehen Trudi, haben es lieb und sind ihm anhänglich. Auf Schritt und Tritt folgen ihm die weißen Ziegen, das kleine Räckchen, das wollige Schaf. Und so hat es wenigstens auch etwas für sein liebebedürftiges Herz. Ja, Trudis Herz! Trudis Herz ist eine kleine Kostbarkeit, versteht nichts von Bosheiten, Grausamkeiten, kennt keine Ränke und keinerlei Lüge, ist edel und treu. Wenn Trudi jemanden in sein Herz schließt, dann tut es ihm alles was es kann zuliebe; bald ist's ein bunter Blumenstrauch aus dem Gärtlein, welches es selber sorgfältig pflegt, bald sind es die ersten Äpfel oder frische Nüsse, kurzum, wem Trudi seine Freundschaft geschenkt, dem bleibt es treu und ergeben mit Herz und Seele.

Trudi ist so grenzenlos dankbar für die kleinste Liebesbezeugung. Glücklichlicherweise findet es zu Hause großes Entgegenkommen, Liebe und Fürsorge. Und es gibt nichts, das die alten Eltern nicht gerne für ihr armes Kind täten. Es ist ganz rührend zu sehen, wie der alte Vater sich mit Trudi abgibt. Wie er ihm zeigt, wie gemäht wird, wie man sät, wie die Kartoffeln gekeimt werden, wie man Holz sägt und vieles andere mehr.

Alles dies ist gut, aber es füllt die Seele nicht ganz, und Trudis große, klare, graue Augen schauen oft sehr schwermütig in die Welt.

Trotz der Liebe seiner Tiere, trotz ihrer Zuneigung und Anhänglichkeit ohnegleichen, Tierliebe ist eben nur ein kleiner Ersatz für fehlende Menschenliebe. Bei seinen Ziegen sucht es zu vergessen, was die Menschen an Kummer und Weh ihm leichtsinnig und unwissentlich zufügen.

Der Vater hat seinem Kinde zwei Ziegen geschenkt und dazu einen modernen, hübschen Stall gebaut. Trudi geht selber grasen für die Tierlein, reicht ihnen das Futter, pflegt und hegt sie treulich und liebevoll. Es sind aber auch herzige, allerliebste Geißlein! Prächtige, schneeweiße Saanenziegen. Und viel Milch geben sie.

Trudi verkauft diese herrliche Milch bei seinen Bekannten, und die Bagen, die es dafür kriegt, gehören ihm allein, sind sein Eigentum. Die Geißen sind von Trudi getauft worden. Sie heißen: „Alice“ und „Ruth“. Oft geht es mit seinen Lieblingen spazieren, spielt mit ihnen auf der grünen, kleinen Wiese, kauft Schokolade für sie und Zuckerkaffee. In Gesellschaft seiner weißen Geißlein ist Trudi dennoch glücklich.

Nun ist aber der Winter gekommen, mit Schnee und